

Das Handy klingelt. Auf Seite 39 klingelt das Handy einer Frau, die unserem Helden schon zuvor aufgefallen ist, weil sie nämlich eine „Duftstraße von 1000 Schönheitslotionen“ nach sich zieht. Eigentlich wäre so ein klingelndes Handy ja nicht weiter aufsehenerregend, aber mich hat es tatsächlich überrascht; so unpassend erschien es mir an dieser Stelle, dass ich zurück an den Anfang blätterte und begann, das Buch zu durchforsten: nach Hinweisen, in welcher Zeit „Faustini und der Mann im Hund“ eigentlich spiele, denn eines hatte ich alle 39 Seiten über stillschweigend vorausgesetzt: Nicht heute. Nicht hier. Nicht im Zeitalter von Handys und Ipods und Serien wie CSI.

Irgendwann früher.

Aber warum dieser Eindruck? Und warum habe ich mir Herrn Faustini eigentlich immer mit Hut vorgestellt bis zu jenem Zeitpunkt, da dezidiert erklärt wird, dass Faustini eben keinen Hut trägt. Wer trägt denn heutzutage, bitte, noch Hut?!

Zum einen hat mich wohl die Sprache zu dieser Annahme verführt: Wolfgang Hermanns schreibt „schön“. Damit ist nicht jene blendende Schönheit, jene geschliffene Brillanz und stupende Kunstfertigkeit gemeint, mit der – gerade männliche - Autoren zuweilen gerne auftrumpfen: Als sei die Sprache ein Kleinod oder gar ein roter Porsche. Wolfgang Hermann schreibt behutsam, fast bescheiden und dabei dezidiert unmodisch: Keine

Fremdwörter. Keine lässigen Verknäppungen.
Keine raffinierten Wort-Kapriolen.

Da wäre unser Held, Herr Faustini, auch der falsche dafür. Wir kennen ihn schon aus dem Vorgänger-Band „Faustini verweist“. Es ist ein höflicher älterer Herr, der alleine mit seinem Kater in einem Häuschen nahe Bregenz lebt. Rezensenten von „Faustini verweist“ entdeckten in ihm einen reinen Toren, eine Art Vorarlberger Simplicissimus, und da mag auch etwas dran sein: Wer ein Simplicissimus ist, darf sich nicht beteiligen. Der Simplicissimus gehört zum Spiel nicht dazu. Er beobachtet von außen, weshalb er Absurdes entdeckt, wo wir nur das Gewohnte erkennen. Ein Teil der Komik dieses Buches rührt daher, dass diese naive Sicht auf unsere Abgebrühtheit trifft. Darum passt Faustini – wie das klingelnde Handy – nicht in unsere Zeit. Faustini ist langsam, aber die Zeit ist schnell. Unsere Gesellschaft beruht auf Angebot und Nachfrage, er aber braucht nicht viel: Einen Pullover, weil sein Lieblingspullover zerschlissen ist. Ein bisschen Ansprache. Ein Zitronenbäumchen. Als Hermann zufällig ein Antiquitätengeschäft betritt – ihm ist kalt geworden und er möchte sich die Füße wärmen - begeistert ihn ein Mahagonitisch. Aber kaufen? Das kommt Herr Faustini gar nicht in den Sinn: „Herr Faustini war weiß Gott kein Geizkragen, er wußte schöne Dinge zu schätzen, so wie er das Schöne in der Natur zu schätzen wußte. Aber nahm er etwa den Sämtis mit nach Hause, der in der Abendsonne so majestätisch aufragte?“

Spätkapitalismus geht anders.

Faustini geht genauso behutsam mit der Welt um, wie Hermann mit der Sprache. Jede Kleinigkeit bekommt seine Aufmerksamkeit. Jeder Vogel spricht, jedes Bäumchen ist belebt, jeder Ziegelstein hat uns etwas zu sagen. Und darum ist es durchaus folgerichtig, dass ausgerechnet Herr Faustini entdeckt, dass sich in dem netten Hund der Antiquitätenhändlerin ein Mann versteckt hält. Ein Mann! Einer, der eine rührende Geschichte zu erzählen weiß von Kinderfreundschaft und Kindergemeinheit und später Reue. Herr Faustini will helfen und diesen Mario, um den sich alles dreht, finden. Was er – unterstützt von seiner mit übersinnlichen Fähigkeiten ausgestatteten Nachbarin - auch schafft. Wobei sich am Ende alles anders als gedacht entwickelt und trotzdem auf das Trefflichste fügt.

Hier muss ich aufpassen mit meiner Beschreibung: Sonst könnte noch der Eindruck entstehen, Wolfgang Hermann hätte einen Ausflug ins Esoterische unternommen: Ein sprechender Hund? Eine Nachbarin mit übersinnlichen Fähigkeiten? Zum Glück genügt es, kurz zu erzählen, wie man sich so einen Kontakt mit dem Übersinnlichen vorzustellen hat, um jeden Verdacht zu zerstreuen: Da erklärt die Nachbarin mit den lilafarbenen Gewändern und der mehrstöckigen Etagenfrisur Herrn Faustini, sie habe Nachricht von dessen Tante Fini und zwar lasse die ihrem Neffen ausrichten, er möge sich doch bitte die Eingeweide reinigen lassen. Genau! Woraufhin sich Herr Faustini in Bregenz bei Herrn Doktor Gurgel-Etzel einer Irisdiagnostik

samt anschließender Hydro-Colontherapie unterzieht, was ihm gar nicht bekommt.

Das ist komisch! Und auch wieder sehr freundlich: Denn was würde denn von der Dame mit der mehrstöckigen Etagenfigur übrig bleiben, gäbe es all das nicht, woran sie glaubt? Ist es – eine Art der Ehrenrettung - nicht sogar notwendig gewesen, dass wenigstens ein Mann im Hund spricht? Verdacht: Vielleicht stand Frau Gigele ja am Anfang der Geschichte, vielleicht hatte Wolfgang Hermann sie von Beginn an im Blick und hat ihr zuliebe ein bisschen getrickst und die Naturgesetze außer Kraft gesetzt?

Es ist natürlich, wie immer alles, komplizierter: Ich habe „Herr Faustini und der Mann im Hund“ erst richtig verstanden, nachdem ich „in kalten zimmern“ gelesen habe. „In kalten Zimmern“ ist 1997 bei Suhrkamp erschienen und es erzählt von der Welt, wie ein Knabe sie sieht. Es ist eine grausame Welt und was sie uns besonders grausam erscheinen lässt, ist die vordergründige Emotionslosigkeit, mit der von ihr berichtet wird: vom kalten Vater und dem brutalen Bruder und einer Mutter, die in einem anderen Leben warm gewesen wäre und vielleicht sogar fröhlich.

In diesem Erzählungsband spricht nicht der Mensch. Hier sprechen die Dinge, wie ja auch zu Herrn Faustini die Dinge sprechen. Nur hier sind sie Dinge nicht freundlich. Sie sprechen von Schrecklichem und das Schreckliche liegt im Detail: „Vater hat einen Stock“ heißt es da. „Er hat vier Kanten“. Oder: „Unsere Stühle sind elektrisch“.

„In kalten zimmern“ beschreibt den Kampf eines Kindes ums Überleben. Sein Bruder tötet Tiere, gibt dem Vater kontra, nimmt Drogen und scheitert. Aber unser Knabe ist kein Tatmensch, vielleicht ist er zu klein, vielleicht entspricht es einfach nicht seinem Charakter. Er flüchtet in die Beobachtung, in die Dinge. Und er flüchtet in die Träume.

Auch Faustini ist kein Macher. Und das in einer Gesellschaft, die an die Machbarkeit des Glücks glaubt. Denken wir an seine freundliche Form der Passivität. Wenn ihm Tante Fini ausrichten lässt, er soll sich die Därme mit Wasser ausspülen lassen, dann macht er das. Als ihn Entkräftung ins Spital führt, wird ihm beschieden, er soll kräftig essen. Das macht er auch. Im Buch hat er einmal Sex und einmal ist er betrunken – und beide Male kann er überhaupt nichts dafür. Er lässt sich treiben. Wie ein Kind? Die wichtigsten Sachen werden für ihn entschieden, sogar die Suche nach Mario nimmt seine Nachbarin in die Hand. Und wenn nicht? Wenn niemand ihm sagt, was er zu tun hat? *„Ich möchte gerne einen Pullover kaufen“, antwortete Herr Faustini. Manchmal kann man eben nichts anderes tun als man tut, dachte Herr Faustini. Und darauf vertrauen, dass eines zum anderen kommt. Vielleicht war die Pulloversuche jetzt genau das richtige.“*

Faustini hat Glück: Weil diese Welt mit lauter zwar eigenwilligen, aber durchwegs liebenswerten Gestalten bevölkert ist. Es ist eine Welt, in der alles seine Ordnung hat, in der man sich treiben lassen darf, ja sogar treiben lassen muss und alles kommt zu seinem glücklichen Ende. Es ist die Gegenwelt

zu einer Welt, in der nichts in Ordnung ist, in der sich Treiben lassen bedeutet, dass man ausgeliefert ist. Eine Utopie.

Übrigens klingelt auf Seite 39 gar kein Handy. Das heißt: eigentlich schon, es heißt nur anders. Es ist ein Mobiltelefon.

Bettina Eibel-Steiner

Der Text erschien in der Zeitschrift *Wespennest*, Wien 2008